

Der politische Patient

6 POLITIK

Der politische Patient

Kann ein Mensch trotz Krebserkrankung Ministerpräsident werden? Thüringens CDU-Chef Mike Mohring will es versuchen Foto (Ausschnitt): Felix Adler für DIE ZEIT



Die Thüringer CDU hat ihren Spitzenkandidaten für die Landtagswahl im Herbst 2019 gewählt. Mike Mohring, 48 Jahre alt, ist der Favorit. Er ist ein Mann, der in der Politik schon lange unterwegs ist. Er war von 2011 bis 2017 Ministerpräsident von Thüringen. Jetzt will er es noch einmal versuchen. Er ist ein Mann, der in der Politik schon lange unterwegs ist. Er war von 2011 bis 2017 Ministerpräsident von Thüringen. Jetzt will er es noch einmal versuchen. Er ist ein Mann, der in der Politik schon lange unterwegs ist. Er war von 2011 bis 2017 Ministerpräsident von Thüringen. Jetzt will er es noch einmal versuchen.

Politik · Martin Machowecz

Kann ein Mensch trotz Krebserkrankung Ministerpräsident werden? Thüringens CDU-Chef Mike Mohring will es versuchen Foto (Ausschnitt): Felix Adler für DIE ZEIT

Der Tag seines großen Glücks ist auch ein Tag der größten Sorge, aber das weiß an diesem 20. Oktober 2018 auch die Bundeskanzlerin nicht, die an seiner Seite ist. Das weiß in dem Moment nur er, Mike Mohring allein. Leinefelde im Eichsfeld, eine Mehrzweckhalle, die Fotos von damals zeigen eine opulente Bühne in Blau-Orange, auf ihr der Thüringer CDU-Chef, neben Angela Merkel. Beide lachen. Es ist der Landesparteitag, auf dem sich Mohring zum Spitzenkandidaten für die Thüringer Landtagswahl im Herbst 2019 ausrufen lässt, unter donnerndem Applaus.

»Auf diesem Parteitag«, sagt Mohring heute, »wusste ich schon, dass ich danach zum Arzt gehen werde. Weil ich an meinem Körper etwas ertasten konnte, das dort nicht hingehörte. Etwas, das mir Sorgen machte.« Mohring sagt, er habe in den Tagen nach Leinefelde noch Termine absolviert, eine TV-Talkshow, Parteiveranstaltungen. Einige Tage des Verdrängens, der sorgenvollen Hoffnung.

Dann sei er in die Uni-Klinik Jena gefahren – und sofort, ohne Termin, in die Onkologie marschiert. »Ich ahnte«, sagt Mohring, »dass ich dort richtig bin.« Noch am selben Abend wurde er operiert, ein paar Tage später wurde aus der Sorge dann Wissen. Das, was man aus seinem Körper geschnitten hatte, war bösartig. Krebs.

»Das Erste, was ich den Arzt fragte«, sagt Mohring, 48 Jahre alt, »war: Werde ich das überleben?«

Die Mütze: Kann man in Deutschland Ministerpräsident werden mit Krebs? Sollte die Krankheit, das Leid eines Politikers in Zeitungen, auf Facebook, wo auch immer, öffentlich

diskutiert werden? Und wie weit darf ein Politiker sich von der konventionellen Idee von Stärke entfernen – also nicht ständig verfügbar sein, manchmal Ruhe brauchen?

Mike Mohring hat entschieden, seinen Krebs öffentlich zu machen. Er spricht in Interviews darüber, er spricht mit Bürgern darüber. Über die Schmerzen, die die Behandlung verursacht, über die Reaktionen, über Ängste. Er hat beschlossen, Politiker zu bleiben. Er hat außerdem beschlossen, vor aller Augen gesund zu werden. Und er hat ein Symbol für all das gefunden. Es ist die Mütze.

Am 13. Januar dieses Jahres erfuhr das Land von Mohrings Krankheit, weil er ein Video auf Facebook postete, das ihn mit einer schwarzen Strickmütze auf dem Kopf zeigt. Er erzählt in dem Video, dass er sich die Mütze gekauft habe, weil er im Oktober eine OP gehabt habe, die gut verlaufen sei. »Aber die Ärzte haben eben nicht nur Gutartiges gefunden«, sagt Mohring in die Kamera, er hält sie selbst, sie wackelt, seine Stimme zittert. Er sei seit November in Behandlung, die Hälfte sei geschafft, »und im Februar schließen wir die ab«. Es laufe alles gut, »aber man sieht eben die äußerlichen Wirkungen«, sagt Mohring, »mein Arzt ist sozusagen mein Friseur«. Dann erklärt er, dass die Ärzte von einer 95-prozentigen Heilungschance ausgingen. Das Video soll augenscheinlich nicht nur die Öffentlichkeit über eine Krankheit informieren, die bald nicht mehr zu verstecken gewesen wäre. Es sagt auch: Es ist fast geschafft! Ich bin so gut wie gesund! Keine Sorge!

Vielleicht verrät schon dieses Video, wie groß der Druck ist, den ein Kranker in der Politik, vielleicht überhaupt in der Arbeitswelt verspürt: Offensichtlich muss schon das Eingeständnis von Schwäche mit Stärke verbunden sein.

Der Patient: Mohring hatte immer den Ruf, ein Politiker zu sein, wie viele Leute sich Karriere-Politiker vorstellen: Er schien nie zu schlafen. Er war immer schon da, ständig bereit für das nächste Interview, für die nächste Ansprache. Er ist groß und sportlich, seine Anzüge sitzen perfekt. Mohring schaffte es vom Jugendlichen, der die Wende im Neuen Forum erlebte, zum Oppositionsführer seines Bundeslandes und zu einer Nachwuchshoffnung der CDU.

An einem Nachmittag im Februar sitzt Mohring auf dem Podium der Landespressekonferenz im Erfurter Landtag, statt der Strickmütze hat er heute ein Basecap auf dem Kopf. Er ist dünn geworden, sehr dünn.

Die Folgen einer Chemotherapie werden sichtbarer, je weiter sie voranschreitet und obwohl sie erfolgreich ist. Mohring gehen die Wimpern aus, das Haar ist fast ganz weg. Die Stimme ist belegt. Doch er absolviert diesen Termin, als sei nichts dabei. Ein Journalist fragt nach seiner Position zu den Straßenausbaubeiträgen und der Lage am Erfurter Flughafen. Es ist gespielte Normalität, simulierter politischer Alltag. Mohring kämpft sich durch. Sind Straßenausbaubeiträge diesen Stress wert?

Später sitzt Mohring in einem Lokal nicht weit vom Landtag bei Apfelkuchen mit Sahne und sagt: »Ich habe das Glück, dass das körperlich möglich ist. Andere graben sich ein, müssen mit sich sein, allein sein. Weil sie es so möchten oder die Krankheit nichts anderes zulässt. Mir hilft es, unter Menschen zu kommen, weiterzumachen. Ich bin so.« Im November habe er sich zunächst nur dem engsten Umfeld anvertraut. Seinen beiden besten Freunden in seiner Heimatstadt Apolda, seiner Schwester, seinen Eltern. In der Zeit, als die Diagnose kam und als noch nicht klar war, wie gut die Prognose tatsächlich sein würde, da habe, sagt Mohring, seine politische Zukunft überhaupt keine Rolle gespielt.

Die genaue Diagnose soll nicht in den Zeitungen stehen: Mohring sagt, er wolle nicht, dass alle ihm hinterhergoogeln. Die Onkologen erklärten ihm bald, dass der Krebs schnell wachsend, aggressiv und bösartig sei, aber gerade deshalb auch gut auf eine Behandlung ansprechen sollte. Dass für einen Behandlungserfolg eine Chemotherapie in mehreren Einheiten notwendig sei, in engem Takt vom November 2018 bis Ende Februar, Anfang März 2019. Und dass die Folgen dieser Chemotherapie nicht sofort zu sehen sein würden – der Haarausfall, die körperliche Schwäche. Irgendwann, spätestens im Januar, aber schon.

Vor Weihnachten weihte Mohring die engsten politischen Mitstreiter ein. Im neuen Jahr die Öffentlichkeit. Da hatte er längst beschlossen, trotzdem Ministerpräsident werden zu wollen.

Der Druck: In den letzten Februartagen, auf dem Landtagsflur in Erfurt, sieht Mohring noch ein bisschen schlechter und erschöpfter aus als eine Woche zuvor. Er zeigt seine Hände, die oft taub seien nach den Behandlungen. Die letzte Chemo sei furchtbar gewesen. Er hustet, seine Gesichtshaut sieht aus wie Pergament. Er habe am Wochenende nur auf dem Balkon in der Sonne sitzen können, eingepackt in eine dicke Jacke, ohne irgendetwas zu tun. Termine nimmt er nur unter Vorbehalt an. Die Sachen, die ihm wichtig scheinen, macht er, zum Beispiel die Sitzungen des CDU-Bundesvorstands in Berlin. Aber der Krebs, sagt er, sei fast besiegt, die Behandlung komme langsam an ihr Ende.

Das Presseecho muntert ihn auf, *Bild* hat auf einer ganzen Seite über ihn berichtet, er war bei Phoenix, und er hat erfahren, dass er einen Kommunikationspreis erhält für den Umgang mit seiner Krankheit. Seine mediale Präsenz ist enorm gewachsen. Fragt man ihn, ob diese Aufmerksamkeit eine Art Kollateralnutzen sei, sagt er: Nein. Er komme in den Medien jetzt häufiger vor, weil er neuerdings im Präsidium der CDU sitze und ein Erklärer des Ostens sei, wo Landtagswahlen anstehen. Er legt Wert darauf, bei keinem der Auftritte und Interviews nur über die Krankheit zu sprechen, sondern immer auch über Politik. Sein Durchhaltevermögen nötigt vielen, die ihn beobachten, Respekt ab. Zugleich: Könnte er sich nicht freier machen vom politischen Alltag? Wäre es nicht auch ein Zeichen von Stärke, öfter zu sagen: Mir egal, was ihr in den kommenden Monaten wollt – ich bin jetzt erst mal weg?

Mohring sagt, er nehme sich viele Pausen. »Auch wenn ich mich außerhalb des Wahljahres sicherlich anders verhalten hätte. Ich hätte mich länger rausgenommen, ich wäre weniger präsent gewesen.« Vermutlich weiß er auch, dass gerade Parteifreunde unerbittlich sein können. Die eigenen Leute, die fragen: Na, schafft er das? »Ein Kranker ist kein guter Spitzenkandidat«, sagt jemand aus der Union, der Mike Mohring gut kennt. Bis zum Mai, bis zum Listenparteitag der Thüringer CDU, müsse er schon fit werden.

Der Arzt: Am 6. März, dem Aschermittwoch, steht ein Mann in Mike Mohrings Heimatstadt Apolda und sagt, er sei unheimlich stolz. Sein Name soll nicht in der Zeitung erscheinen; er ist Mohrings Arzt an der Uni-Klinik Jena. Mohring sei ein besonderer Patient für ihn, sagt er. Noch nie habe er einen Krebskranken erlebt, der ihn unmittelbar nach einer Chemotherapie gefragt habe, ob er in den Skiurlaub fahren dürfe. Oder einen Patienten, der schon zwei, drei Tage nach einer Chemo-Einheit wieder auf der Bühne stehe.

Er besuche jetzt regelmäßig Mohrings Veranstaltungen, sagt der Arzt – wie hier, an diesem Tag, den politischen Aschermittwoch der CDU in Apolda, wo Tausende Menschen Mohring jubeln. Der Arzt hat Mohrings Chemotherapien so terminiert, dass sie sich mit der politischen Arbeit einigermaßen vereinbaren lassen, wenngleich er Wert auf die Aussage legt: Der Behandlungsplan habe sich nach der medizinischen Notwendigkeit gerichtet. Nur einmal habe man eine Behandlung verschoben. Die zweite Einheit der Chemotherapie erhielt

Mohring erst nach dem CDU-Parteitag in Hamburg Anfang Dezember, auf dem Annegret Kramp-Karrenbauer zur Parteichefin gewählt wurde – und er, Mohring, ins Präsidium. Er wollte unbedingt dabei sein. Niemand auf dem Parteitag wusste von der Krankheit, auch die Kanzlerin wurde von Mohring erst kurz danach eingeweiht.

Als er Mohring zuriet, die Krankheit öffentlich zu machen, da habe er ihm auch einen zentralen Rat gegeben: Versteck den Krebs nicht. Und wenn du die Glatze nicht zeigen willst – trag eben Mütze.

Die anderen: Mike Mohring macht, seit er mit seiner Krankheit so offen umgeht, eine neue, überwältigende Erfahrung – wohin er auch kommt, er löst Emotionen aus, Leidenschaft. Zum politischen Aschermittwoch in Apolda hat Mohring Ralph Brinkhaus eingeladen, den Chef der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, aber kein Mensch interessiert sich für den Ehrengast. Alle wollen zu Mohring. »Ich freue mich, dass ich da sein kann«, sagt der in seiner Rede, und ihm stehen Tränen in den Augen, sein Mund ist trocken. Der Saal applaudiert, donnernd. Mohring sagt, als er Brinkhaus begrüßt, dass er bei der Einladung noch nicht geahnt habe, dass das »auch frisurentechnisch« so gut passen würde. Brinkhaus hat eine Glatze. »Es gibt nur einen Unterschied zwischen uns«, sagt Mohring zu Brinkhaus: »Meine Haare wachsen wieder.« Nach der Veranstaltung wird Mohring umringt von Hunderten, die ihn herzen. Zwischendurch hantiert er immer wieder mit einer kleinen Flasche Desinfektionsgel. Er darf sich nicht erkälten, sein Immunsystem ist geschwächt. Manchmal wird er auf Veranstaltungen gefragt, ob er mal die Glatze zeigen würde. Einmal sagt er: Die Einzige, der er die Glatze schon gezeigt habe, sei die Kanzlerin.

Die Zukunft: Am 27. Oktober wählt Thüringen einen neuen Landtag. Mohrings Parteifreunde sprechen in vertrauten Runden durchaus darüber, dass im Wahlkampf zwei Effekte eintreten können. Entweder wird Mohrings Umgang mit dem Krebs anhaltend bewundert. Oder er gilt, trotz der überstandenen Krankheit, als schwach, angeschlagen.

Mohring sagt, es gebe in Deutschland eine Ministerpräsidentin, die über ihre Multiple Sklerose spricht, und einen Bundestagspräsidenten, der im Rollstuhl sitzt. »Ich glaube nicht, dass die Menschen von einer Maschine regiert werden wollen.«

Ende März, noch einmal Kuchen mit extra Sahne im Café. Mohring sieht gesünder aus. Er hat die letzte Chemotherapie hinter sich. Bald will er die Mütze absetzen.

Heute, im Rückblick, sagt er, kommt es ihm eigenartig vor, wie lange er damals, im Januar, überlegte, ehe er das Facebook-Video, auf dem er sich zum ersten Mal mit Mütze zeigte, hochlud. Den Film nahm er zu Hause auf, dann stieg er zu seinem Fahrer ins Auto, machte sich auf den Weg zur CDU-Vorstandsklausur nach Potsdam. Er hatte das mit seinen engsten Leuten beraten: Wenn er nach Potsdam fährt, muss er es öffentlich machen, man sieht es ja eh. Aber was würden die Leute sagen? Bis kurz vor Potsdam habe er gehadert, sagt Mohring. Dann habe er auf »Senden« gedrückt.

Krank und stark sein? Wie Politiker mit ihren Leiden umgehen

Malu Dreyer, 58, SPD

Die Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz brauchte elf Jahre, bis sie ihre Multiple Sklerose öffentlich machte. Als sie 1995 die Diagnose bekam, rieten ihr Ärzte, die Krankheit erst publik zu machen, wenn sie bereit dafür sei. Sie wartete, bis man ihr die Symptome ansah,

und bereitete ihr Statement akribisch vor. Danach bekam sie deshalb viele Anfragen, vor allem von Talkshows. Sie lehnte sie alle ab.

Wolfgang Bosbach, 67, CDU

Er war einer der ersten Politiker, der seine Krebserkrankung öffentlich machte. 2010 sagte er bei »Markus Lanz«: Ich habe Prostatakrebs, unheilbar. Bis 2017 blieb er Mitglied des Bundestages. Als er 2013 auf einem CDU-Parteitag wegen eines Defekts seines implantierten Defibrillators in Ohnmacht fiel, schickte er aus dem Krankenwagen heraus ein Statement an Journalisten.

Petra Pau, 56, Die Linke

Mitten in einer Bundestagsrede versagte der Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages 2010 die Stimme. Die Politikerin leidet unter spasmodischer Dysphonie, einer neurologischen Erkrankung, bei der die Muskeln im Kopf verkrampfen. Längere Zeit konnte sie kaum sprechen. Heute benutzt Pau im Bundestag ein Headset. Der Plenarsaal wurde technisch eigens dafür eingerichtet.

Heide Simonis, 76, SPD

An einem Samstag im Jahr 2002 wurde die Sozialdemokratin wegen ihres Brustkrebses operiert, am Montag darauf erledigte sie mit einem Tropf unter dem Arm wieder ihre Arbeit als schleswig-holsteinische Ministerpräsidentin. Vier Jahre lang verbarg Simonis den Krebs und die kräftezehrende Therapie. 2014 machte sie ihre Parkinsonerkrankung öffentlich, an der sie seit 2012 leidet. MZE